

CAROL WALLACE

# BEN HUR

EIN ROMAN AUS DER ZEIT CHRISTI

Aus dem Amerikanischen von Eva Weyandt

adeo

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



METRO-GOLDWYN-MAYER is a trademark of Metro-Goldwyn-Mayer Lion Corp.  
© 2016 Metro-Goldwyn-Mayer Studios Inc. All Rights Reserved.

BEN-HUR © 2016 Metro-Goldwyn-Mayer Pictures Inc. and Paramount Pictures.  
All Rights Reserved.

Cover photograph copyright © 2016 Metro-Goldwyn-Mayer Pictures Inc.  
and Paramount Pictures Corporation. All Rights Reserved.

[www.benhurmovie.com](http://www.benhurmovie.com)

1. Auflage 2016  
Bestell-Nr. 835122  
ISBN 978-3-86334-122-0

Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

[www.adeo-verlag.de](http://www.adeo-verlag.de)







## VORWORT

Mag sein, dass Sie mit *Ben Hur* aufgewachsen sind. Möglicherweise haben Sie mit Ihrer Familie den Film an jedem Osterfest gesehen. Vielleicht haben Sie auf YouTube das berühmte Wagenrennen verfolgt, und vielleicht haben Sie jetzt gerade das Plakat des Filmes aus dem Jahr 1959 im Kopf, den Titel *Ben Hur* in großen Steinbuchstaben.

Auch ich bin mit *Ben Hur* aufgewachsen, aber anders als die meisten anderen. Denn es war mein Ururgroßvater Lewis Wallace, der dieses Werk verfasst hat. Veröffentlicht wurde es im Jahr 1880 und mehr als fünfzig Jahre lang war es DER Bestsellerroman. Das bedeutete, dass ich überall in unserem Haus auf die unterschiedlichsten Ausgaben des Buches stieß, denn ständig machten wohlmeinende Menschen sie uns zum Geschenk.

Doch gelesen hatten wir alle diesen Roman zugegebenermaßen nicht. Unsere Familie liebte Bücher, und mit Freude verschlangen wir fast alles, was zwischen zwei Buchdeckeln zu finden war, aber *Ben Hur* stellte eine zu große Herausforderung dar. Es war anzunehmen, dass es sich um eine großartige Story handelte – warum sonst war der Roman Vorlage für ein Bühnenstück und mehrere Filme geworden? Doch auch nach mehrmaligen Anläufen konnten wir nicht so ganz verstehen, warum so viel Aufhebens um Lew Wallace' altmodisches Prosastück gemacht wurde.

Vor einiger Zeit jedoch nahm ich ein altes, dunkelblaues Hardcover zur Hand (im Buch fand ich eine Inschrift mit einem Datum aus dem Jahr 1892) und vertiefte mich endlich richtig in die Geschichte. Ich muss zugeben, ich war wirklich beeindruckt. Sicher, der Plot schreitet

sehr langsam voran und die Dialoge klingen ein wenig antiquiert. Zum Beispiel fluchen die Figuren auf Lateinisch. Und die Beschreibungen der Schauplätze und der Landschaft sind sehr gründlich und ausschweifend. Im Jahr 1880 war diese Ausführlichkeit sicher angebracht, weil der Mittlere Osten noch relativ unbekannt war und kaum Fotografien von dieser exotischen Gegend existierten. Doch in der heutigen Zeit empfindet man diese Beschreibungen eher als mühsam. Sie verzögern die Handlung.

Trotzdem erkannte ich beim Lesen, warum *Ben Hur* über so lange Zeit hinweg die Menschen faszinierte: Die Geschichte ist genial, spannend und bewegend. Für Lew Wallace, einen Rechtsanwalt und Schriftsteller aus Indiana, war dieser Roman eine Möglichkeit, seinen christlichen Glauben zu hinterfragen. Die Abenteuer von Judah Ben Hur spiegeln die Sitten und geistlichen Entscheidungen wider, vor denen die Menschen in den frühen Tagen des Christentums standen.

Das berühmte Wagenrennen aus dem Originalroman ist ganz gewiss die bekannteste Szene. Sie umfasst jedoch tatsächlich nur elf Seiten und findet sich erst im letzten Drittel des Buches, was bedeutet, dass es sehr viel mehr in der Geschichte unseres Helden zu entdecken gibt. Judah Ben Hurs Herz und Seele stehen auf dem Prüfstand.

Als Schriftstellerin konnte ich das Potenzial in dem viel beachteten Buch meines Urgroßvaters erkennen. Mir war klar: An der Story selbst sollte man auf keinen Fall etwas verändern. Aber durch ein paar behutsame Kürzungen, Neuordnungen, mehr Tiefgang vor allem für die weiblichen Charaktere, eine etwas schnellere Gangart und eine zeitgemäßere Sprache ließe es sich für unsere heutige Zeit lesbar machen.

Und hier ist sie, die lebendige Neufassung einer Geschichte, die mehr als 125 Jahre lang Millionen Leser auf der ganzen Welt erfreut und unterhalten hat.

*Carol Wallace*

*Wenn ich mich eines Tages im Morgenmantel und  
mit den Pantoffeln eines alten Mannes niedersetze und mit der  
Katze zusammen den Kamin warm halte, werde ich auf Ben Hur  
als mein bestes Werk zurückblicken.*

Lew Wallace, 1885





# TEIL I



## KAPITEL 1

# STAUNEN

War dies der Ort, nach dem er gesucht hatte? Seufzend verlagerte Balthasar sein Gewicht, woraufhin das Kamel sofort stehen blieb. Es schien ihm beinahe, als würde es vor Erleichterung ächzen, doch das hatte er sich vielleicht nur eingebildet.

Während das Tier geduldig auf einer felsigen Anhöhe verharrte, entlockte der heiße Wüstenwind den Glöckchen am Geschirr leise Klänge. Zudem nahm Balthasar noch andere Geräusche wahr: das Knirschen der Steine, auf die das Kamel trat, das Flattern des überhängenden Stoffes der Howdah, wie sich der gedeckte Sitz auf dem Rücken des Kamels nannte. Sonst noch etwas?

Nein – nur das unaufhörliche Pfeifen des Windes.

Balthasar schirmte seine Augen gegen die Sonne ab und blinzelte in die Ferne. Vor ihm erstreckte sich eine karge hügelige Landschaft. Niedrige Dornbüsche duckten sich auf dem Boden, der in den unterschiedlichsten Farben schillerte – er changierte von elfenbeinfarben zu grau und rostrot. Diese Nuancen rührten von den Mineralien in den Steinen her, die der Wind in Tausenden von Jahren zu Sand gemahlen hatte.

Aber dies war noch nicht der richtige Ort. Das Kamel setzte sich wieder in Bewegung, einem Zeichen folgend, das Balthasar gar nicht gegeben hatte.

Der Reisende in der schwankenden Howdah unterdrückte einen weiteren Seufzer und versuchte, sich nicht zu viele Gedanken zu machen. Er wollte weder an die Einsamkeit der Wüste noch an die unerträgliche Hitze zur Mittagszeit denken oder sich fragen, ob er genug zu trinken hatte.

Bisher hatte es ihm merkwürdigerweise noch nie an Wasser gefehlt: Immer wieder waren klare Pfützen am Weg aufgetaucht, und einmal war sogar ein gefüllter Lederschlauch auf ihn zugerollt, als sei dieser gerade von einem Kamel heruntergefallen.

Anfangs war Balthasar vorsichtig gewesen: Er war abgestiegen und hatte von jeder neuen Quelle zuerst nur ein bisschen probiert, für den Fall, dass das Wasser brackig oder verunreinigt war. Doch es war immer sauber, frisch und kühl gewesen. Und als Ägypter kannte Balthasar den Wert von frischem Wasser in der Wüste sehr genau.

Wenn es etwas gab, das ihm bestätigte, dass er sich nicht auf einem Irrweg befand, so war es das stetige Vorhandensein von Wasser. Zwar hatte er vor seiner Reise alle nötigen Vorkehrungen getroffen und das Kamel mit ausreichend Proviant beladen. Aber es war von vornherein klar gewesen, dass er unmöglich genug Wasser für die ganze Expedition mitnehmen konnte.

Darum war er aufgebrochen, ohne zu wissen, wo er Wasser finden würde. Allerdings hatte er ja nicht einmal eine feste Vorstellung davon gehabt, wohin er eigentlich unterwegs war. Nur eins war klar: Er reiste nach Norden.

Auch jetzt, nachdem die Sonne endlich ihren höchsten Stand überschritten hatte, wusste Balthasar nicht viel mehr als vorher. Ihm war lediglich bewusst, dass ihn ein inneres Drängen zu dieser verrückten Unternehmung bewogen hatte. Und er vermutete, dass er am Ziel dieser Reise irgendetwas Wichtiges finden würde. Hoffentlich würde er rechtzeitig merken, was es war.



Drei Tage später hatte sich die Landschaft verändert: Die Dornbüsche waren verschwunden, und es gab nur noch Sanddünen, so weit das Auge reichte. Als Balthasar an einem Wadi vorbeikam, in dessen Mitte ein breites Band klaren Wassers glitzerte, drehte er sich mehrmals ungläubig um. Führte das Flussbett tatsächlich Wasser oder hatte er sich

getäuscht? Es hieß ja, dass man in der Wüste den Verstand verlieren könne. Gleichzeitig erfasste ihn ein unerklärliches Gefühl der Vorfreude: Es würde etwas geschehen, und zwar bald!

An diesem Morgen hatte ein Dunstschleier über der Wüste gehangen, und während die Sonne langsam höher stieg, spürte Balthasar in den Luftströmen, die ihn umfingen, etwas Neues. Er suchte den Horizont ab – nichts. Doch auch das Kamel wirkte heute wachsamer als sonst.

Als die Sonne genau über ihnen stand, hielt das Kamel an und ging mit der typischen Unbeholfenheit seiner Spezies in die Knie. Balthasar stieg aus der überdachten Howdah und spürte, wie der heiße Sand unter seinen Füßen nachgab und die Sonne auf seine Schultern herabbrannte. Er öffnete sein Bündel, gab dem Kamel zu fressen und reinigte dessen Augen dann behutsam mit einem angefeuchteten Schwamm.

Auch dies war ein Rätsel für ihn: Trotz der endlosen Tage in der Wüste litten weder er noch das Kamel Not. Von seinen vielen früheren Reisen her wusste Balthasar, dass ein eingetretener Dorn sich rasch zu einer schwärenden Wunde entwickeln und die Haut von der Sonne versengt werden konnte. Aber das Fell des Kamels war immer noch weiß, der Höcker trotz der knapp bemessenen Rationen fest. Und Balthasar selbst fühlte sich gesund und munter, obwohl die Durchquerung der Wüste in seinem Alter äußerst riskant war.

Nun begann er zum ersten Mal, das Zelt auszupacken. Bisher hatte er sich mit dem Sonnenschutz zufriedengegeben, den die Howdah ihm bot, und nachts dicht an das Kamel geschmiegt geschlafen. Er vermutete zwar, dass das Tier diese Nähe nicht unbedingt schätzte, doch es schien zumindest keine Zweifel am Zweck dieser Reise zu hegen. Ganz gleich, wie irrwitzig dieses Unterfangen auch sein mochte, das Kamel war mit Leib und Seele dabei.

Aber das bildete er sich wahrscheinlich nur ein, überlegte Balthasar, während er das Zelt errichtete. Als er den rot-weißen Stoff über den Mittelpfosten gezogen und ringsum im Sand verankert hatte, folgte ihm sein Schatten bereits wie eine schwarze Hülle. Unter dem wachsamen Blick des Kamels stellte er einige kleine Weidenkörbe auf den Teppich,

den er im Schutz des Zelttes ausgelegt hatte. Darin befanden sich Datteln und Granatäpfel, geräuchertes Hammelfleisch, ungesäuertes Brot und drei kleine Schläuche Wein.

Drei Weinschläuche und genug zu essen für drei Personen – mitten in der Wüste. Dass er so viel Proviant mitgenommen hatte, war ebenfalls auf dieses merkwürdige innere Drängen zurückzuführen. Balthasar hatte von Anfang an gewusst, dass er auf dieser Reise noch zwei andere Männer treffen würde, die zum selben Ziel unterwegs waren wie er. Jedenfalls hatte er das geglaubt und daran hatte sich bis jetzt nichts geändert.

Er trat vor das Zelt: Alles war bereit. Dies waren der Ort und die Stunde, davon war er fest überzeugt. Die Sonnenglut drang durch die gemusterte Kufija, die seinen Kopf bedeckte, und durch sein langes weißes Baumwollgewand. Vorsichtig schirmte er seine Augen ab und blickte nach Osten. Am Horizont war etwas zu sehen, doch es war nur ein dunkler Punkt – oh, winzig klein!

Wenig später war dieser Punkt gar nicht mehr so klein und auch nicht mehr so dunkel: Es handelte sich um ein zweites weißes Kamel, das einen Reiter trug. Unvermittelt gaben Balthasars Knie nach und trotz der heißen Brise durchfuhr ihn ein Schauer. Dann stimmte es also tatsächlich ...?

Für einen kurzen Moment empfand er Schrecken, sogar Widerwillen, als ihm bewusst wurde, dass seine Welt durch eine unbekannte Macht in ihren Grundfesten erschüttert worden war. Zwar war er der Unvernunft gefolgt und hatte sich ganz allein auf diese aberwitzige Reise begeben, aber ein Funken Skepsis war geblieben. Und auch ein gewisser Fatalismus: Falls er in der Wüste sterben sollte, dann würde es eben so sein. Sein Schicksal lag in der Hand des Allwissenden.

Doch der Anblick des Reiters in der Ferne war geradezu unheimlich. Balthasar wandte sich ab und hoffte beinahe, der Mann würde verschwinden. Dass Gott so unmissverständlich handelte, erschreckte ihn eher, als dass es ihn beruhigte. Noch dazu war dieses geheimnisvolle Wirken sehr beharrlich, denn inzwischen war in der Ferne noch ein

weiteres Pünktchen aufgetaucht, das sich auf ihn zubewegte, dieses Mal von Norden her.

Als die beiden Fremden vor Balthasars Zelt zusammentrafen, war den drei Kamelen keinerlei Gefühlsregung anzumerken: Sie akzeptierten einander als ebenbürtige Wüstenschiffe. Jedes allein hätte auf den Basaren von Karthago bis nach Damaskus großes Aufsehen erregt; alle drei zusammen, mit ihren prächtigen Howdahs und funkelnden Geschirren, waren eines Kaisers würdig.

Im Gegensatz zu den Kamelen schienen die drei Männer von denselben starken Gefühlen ergriffen zu sein: Staunen, Furcht und Dankbarkeit, begleitet vom Aufflackern einer gewaltigen Hoffnung.

Der erste Ankömmling stieg von seinem Kamel, kreuzte die Hände vor der Brust und neigte den Kopf zu einem kurzen Gebet, bevor er auf Balthasar zuging. Er schien Inder zu sein, denn er trug einen Turban und rote Pantoffeln, wie es in den östlichen Ländern Sitte war.

Anschließend wandten sich die beiden Männer dem dritten Reisenden zu, dessen helle Haut und goldene Haare ihn als Griechen auswiesen. Die drei umarmten sich formell, und Balthasar führte seine beiden Gäste in das Zelt, wo er ihnen die Füße und Hände wusch, wie es sich für einen guten Gastgeber gehörte.

Dann ließen sie sich auf dem Teppich nieder und sahen einander an. Nach kurzem Zögern neigten sie die Köpfe, um für das Mahl zu danken. „Gott, unser Vater, was wir haben, kommt von dir. Nimm unseren Dank gnädig an und segne uns, damit wir deinen Willen tun.“

Zutiefst erschrocken schauten die drei auf: Jeder hatte in seiner eigenen Sprache geredet, die die anderen nicht beherrschten. Doch sie hatten einander genau verstanden. Wieder spürte Balthasar, wie ihn ein Schauer überlief. Das alles war so unerklärlich und befremdlich!

Der Inder hieß Melchior, der Grieche Kaspar. Jeder von ihnen hatte dieselben Erfahrungen gemacht wie Balthasar: eine lebenslange innere Suche, intensive Studien und schließlich dieser geheimnisvolle Ruf.

Melchior erklärte: „Ich sah ein Licht und hörte eine Stimme, die mir sagte, dass die Erlösung für die Menschheit nahe sei.“

Kaspar nickte. „Und diese Stimme – oh, sie klang so freundlich! – versprach mir, ich würde gemeinsam mit zwei anderen Männern den Erlöser sehen.“ Die Blicke der drei Männer trafen sich. „Es hieß, der Geist würde mich zu euch führen. Also bin ich dem inneren Drängen gefolgt und habe euch tatsächlich gefunden.“

Tief bewegt lehnte Balthasar sich zurück und starrte zu der Stelle hinauf, wo sich die Zeltbahn um den Mittelposten kräuselte. „Ich habe zwar geglaubt, aber mein Vertrauen war zu klein. Unser Herr ist größer, als ich gedacht habe.“ Mit gesenktem Blick fügte er hinzu: „Ich frage mich ... Wir alle haben von Licht gesprochen. Sollten wir vielleicht bei Nacht weiterreisen? Dann wäre es zumindest kühler.“

„Ja, ich bin sicher, dass wir richtig geleitet werden“, stimmte Kaspar zu.

Melchior nickte ebenfalls. „Der Stern, den ich gesehen habe, strahlte so hell wie die Sonne.“

So kam es, dass sie nach Sonnenuntergang ihr kleines Lager abbrachen und auf ihre weißen Kamele stiegen. Die Tiere schienen sich darüber zu freuen, dass sie nicht länger allein unterwegs waren, denn sie trotteten schneller als je zuvor durch die vom Mond erhellte Nacht.

Auch Balthasar fand es beglückend, die Schritte der Kamele und die Stimmen seiner Gefährten zu hören. Über sein Gesicht strich erfrischend kühle Luft.

Plötzlich flackerte vor ihm eine gewaltige Flamme auf, so hoch wie ein Berg. Hinter ihm ertönten die überraschten Rufe von Kaspar und Melchior. Die drei Männer schnappten nach Luft, als die Flamme erzitterte und auseinanderstob. Dann trat an ihre Stelle ein großer, heller Stern.

Von Ehrfurcht ergriffen, hauchte Kaspar: „Gott ist wahrhaftig mit uns.“



## KAPITEL 2

# DIE STRASSE NACH BETHLEHEM

Die drei Männer sahen den Stern. Josef von Nazareths fünfzehnjährige Ehefrau sah etwas völlig anderes. So viele Menschen! Sie saß auf einem kleinen, schmutzigen Esel neben dem Joppetor und beobachtete unter ihrem Schleier hervor voller Staunen, wie die Bewohner Jerusalems ihren Geschäften nachgingen.

Das bunte Treiben faszinierte sie. Ringsherum wurde gerufen, gesungen, gebrüllt, geflüstert. Manche Leute gingen zielstrebig voran, andere humpelten oder schlängelten sich durch die Menge und wieder andere waren in angeregte Unterhaltungen vertieft. Die Frauen schleppten Körbe und Krüge. Maria konnte einzelne Stimmen aus der Menge heraushören, aber sie verstand nur die Hälfte von dem, was gesagt wurde. Und sie vernahm Sprachen, die sie noch nie gehört hatte.

Verstohlen sah sie ihren Begleiter an. Josef von Nazareth war ihr Onkel und nun auch ihr Ehemann. Auf seinen Stab gestützt, blinzelte Josef in die Sonne. Die Führleine des Esels hing von seiner Hand herunter.

Worauf warteten sie? Maria wusste es nicht. Ihr Blick blieb an einem großen Vogelkäfig hängen, aus Weide geflochten, den ein stämmiger Mann auf dem Rücken trug. Darin tummelten sich unzählige kleine Vögelchen in allen Farben des Regenbogens – Vögel, wie sie sie noch nie gesehen hatte. Verwundert folgte sie dem Käfig mit ihren Augen, so weit es ging.

Der Esel, auf dem sie saß, wurde unruhig, als zwei hochgewachsene römische Soldaten vorbeimarschierten, und sie klammerte sich an

seiner kurzen schwarzen Mähne fest. Die Soldaten gingen – vielleicht ganz unbeabsichtigt – im Gleichschritt, während sich ihre scharlachroten Umhänge um ihre Beine bauschten. Josef murmelte etwas vor sich hin und packte den Strick fester, doch es gab nichts zu sagen. Die Römer taten, was sie wollten.

Maria überlegte, ob sie Josef wohl fragen konnte, warum sie hier am Tor warteten. Sie hatte keine Angst vor ihrem neuen Ehemann, denn er schien freundlich zu sein. Nur das Reden lag ihm offenbar nicht so sehr.

Plötzlich bewegte sich das Kind in ihr und Maria fasste sich an den Bauch. Gleich darauf wurde sie jedoch von einem Obstverkäufer auf der anderen Straßenseite abgelenkt. In der Menschenmenge hatte sich eine Lücke aufgetan, sodass sie die Früchte sehen konnte, die dort auf einem rauhen Tuch ausgebreitet waren: Feigen und Datteln und Trauben und ...

Bevor sie sicher sein konnte, schloss sich die Lücke wieder, aber Maria glaubte, auch Orangen gesehen zu haben. Orangen! Ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Zwar war die Hitze noch erträglich, doch die Sonne gewann zunehmend an Kraft.

Unwillkürlich blickte sie zu ihrem Ehemann hinüber, der mit seinen Gedanken allerdings ganz woanders zu sein schien.

Auch gut. Sie hatten ohnehin kein Geld für Früchte. Außerdem war sie Josef zu großem Dank verpflichtet, jetzt und für immer. Wer sonst hätte ein junges Mädchen zur Frau genommen, das ein Kind erwartete?

Maria zuckte innerlich zusammen. Nach all diesen Monaten war es immer noch kaum zu begreifen. Doch ihr blieb nichts anderes übrig, als die Tatsache zu akzeptieren: Sie erwartete ein Kind. Und Josef, dem sie als jungfräuliche Braut versprochen worden war, würde das Kind als sein eigenes anerkennen.

Er habe einen Traum gehabt, hatte er ihr erklärt. Darin sei ihm aufgetragen worden, so zu handeln. Vielleicht hatte sie ja auch alles nur geträumt – dieses Licht, diese Stimme und den inneren Drang, Ja zu sagen. Ja – trotz des Unbegreiflichen, trotz ihrer Angst, trotz des drohenden Skandals und trotz des Entsetzens ihrer Eltern. Dann hatte Josef

ebenfalls Ja gesagt und dafür liebte sie ihn, mochte er auch noch so alt und langweilig sein.

Deshalb würde sie nicht fragen, warum sie hier warteten, und sie würde nicht mehr sehnsüchtig zu dem Obsthändler hinüberschauen. Stattdessen würde sie Josef anlächeln, sobald sein Blick den ihren streifte. Er hatte nie eine Erklärung von ihr verlangt, darum würde sie ihn auch nicht um eine Erklärung bitten. Irgendwann würde sie den Grund für diesen Aufenthalt schon begreifen.

Tatsächlich dauerte es gar nicht lange, bis sie erfuhr, dass sie auf eine Karawane warteten. Nach Bethlehem war es nicht weit, und der Weg führte direkt dorthin, sodass sie eigentlich auch zu zweit hätten aufbrechen können. Aber Josef war vorsichtig, das hatte die junge Frau bereits bemerkt. Das hektische Treiben am Joppetor war ihm nicht geheuer, deshalb wollte er diese Reise, die so ganz anders war als eine gewöhnliche, nicht auf eigene Faust unternehmen.

Nach einer Weile kam eine Gruppe Menschen durch das Tor und Josef trat auf sie zu. Unter diesen Leuten würde er sich wohlfühlen, dachte Maria, denn sie stammten ebenfalls vom Land. Sie waren einfach gekleidet, sahen sich wachsam um und waren alle aus demselben Grund unterwegs.

Auf manchen Gesichtern spiegelte sich Resignation, auf anderen Zorn: Wie konnten die Römer es wagen, von allen Männern in Judäa zu verlangen, dass sie an ihre Geburtsorte reisten, um sich dort registrieren zu lassen! Und erst die Steuer ... die Steuer war einfach ungeheuerlich! Juden zahlten keine Steuern.

In Jerusalem mochte es Menschen geben, die nicht zum auserwählten Volk gehörten, aber auf dem Land – in Dörfern wie Nazareth zum Beispiel – lebten fast ausschließlich Juden. Da lag es nahe, sich zu fragen, ob es sich bei diesem Erlass nicht um eine bewusste Schikane Roms handelte. War dies erst der Auftakt zu einer stärkeren Unterdrückung des jüdischen Volkes?

Während einige seiner Landsleute leise vor sich hin schimpften und andere ungeniert ihre Stimme erhoben, führte Josef den Esel die Straße

entlang. Der Boden war so uneben, dass Maria heftig durchgeschüttelt wurde, obwohl das Tier ganz vorsichtig einen Huf vor den anderen setzte.

Von Zeit zu Zeit sah ihr Ehemann sie mit hochgezogenen Augenbrauen an, worauf sie ihm jedes Mal beruhigend zulächelte. Doch immer häufiger legte sie ihre Hand auf ihren Bauch: Da war etwas Neues, etwas anderes als die normalen Bewegungen des Kindes. Ihr Leib schien sich zusammenzuziehen, so ähnlich, wie bei einem Pferd ein Muskel zuckte, wenn es eine Fliege abschütteln wollte. Es dauerte jedoch nur so kurz an, dass sie sich hinterher fragte, ob es wirklich passiert war.

Die kleine Karawane verzichtete darauf, um die Mittagszeit Rast zu machen – es gab sowieso keinen Schutz vor der Sonne. Statt in der prallen Mittagssonne auszuruhen, blieben die Reisenden lieber in Bewegung. Josef bot Maria eine Handvoll Datteln an, aber sie hatte keinen Appetit, sondern trank nur etwas Wasser. Anschließend drehte sie ihre Haare zu einem langen Strang zusammen und hielt ihn für einen Moment unter ihrem Schleier in die Höhe. Vielleicht würde ja ein kleiner Luftzug ihren Nacken kühlen!

Gleich darauf fasste sie jedoch hastig nach der schütterten Mähne des Esels und klammerte sich daran fest. Sie spürte einen Krampf im Rücken, und nachdem er sich gelöst hatte, wurde ihr klar, dass das Kind nun bald auf die Welt kommen würde.

Sehnsüchtig hielt sie Ausschau nach dem Lager, das sich vor den Toren Bethlehems befand. Die vorige Nacht hatten sie in einem eben solchen Quartier am Rand von Bethanien verbracht. Es bestand lediglich aus einer Einfriedung um einen Brunnen herum, doch die Unterkunft bot, was jeder Reisende benötigte: frisches Wasser und Schutz vor Räubern.

Der Horizont verschwamm in ockerfarbenem Dunst – mehr konnte Maria nicht erkennen, als sie ihre Augen mit der Hand beschirmte. Schließlich schob sie ungeduldig ihren Schleier zurück und richtete sich etwas auf, um mehr zu sehen. Doch da war nichts als Felsen und Staub und hier und da ein Busch. Verzagt ließ sie sich wieder zurückgleiten und zupfte ihren Schleier zurecht.

Im Grunde war es gar nicht so schlimm – nur ihr Rücken schmerzte ab und zu ein bisschen. Die Sonne hatte ihren Zenit überschritten und sank tiefer am Himmel. Nein, es war eigentlich gar nicht so schlimm.



Josef war beunruhigt. Auf dem Weg waren mehr Menschen, als er erwartet hatte. Wenn so viele unterwegs waren, musste man auch in Bethlehem mit Hochbetrieb rechnen. Dann war das Lager vermutlich überfüllt und es gab keinen Platz für ihn und seine Frau.

Als er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrnahm, wandte er sich etwas zur Seite. Maria hatte soeben ihren Schleier aus der Stirn geschoben, wahrscheinlich, um besser sehen zu können. Ihr Haar glänzte in der Sonne. Wie Metall, dachte er, während sein Blick auf ihr ruhte.

Sie verzog beinahe unmerklich das Gesicht, bevor sie mit einer Hand nach dem Schleier griff, um ihr Gesicht wieder zu bedecken. Ihm fiel auf, dass ihre Hände immer noch sehr freundlich wirkten. Unwillkürlich betrachtete er seine eigene Hand, mit der er den Führstrick hielt. Sie war schwielig und rau. Vor Wochen hatte er sich mit einem Meißel auf den Daumen geschlagen und die Hälfte seines Nagels eingebüßt. Die Wunde war immer noch nicht völlig verheilt.

Erneut wanderte sein Blick zu seiner jungen Frau, und er bemerkte, dass sie kurz die Augen schloss. Sie fasste sich an den Rücken, und als sie die Augen wieder öffnete, sah sie, dass er sie beobachtete. Sofort schenkte sie ihm die Andeutung eines Lächelns. Sie war so tapfer!

„Es ist nicht mehr weit“, versicherte er ihr und trat dichter an den Esel heran. „Geht es dir ...?“ Er hielt inne. „Ist dir unwohl?“

„Ja“, gestand sie. „Aber nur ein bisschen.“

„Ist es das Kind?“, platzte er heraus. Sie war immer so geduldig und beherrscht gewesen, dass er noch gar nicht auf den Gedanken gekommen war, es könne so weit sein. „Wird es bald kommen?“, fragte er.

Maria nickte, den Blick auf die Ohren des Esels gerichtet. „Könnte sein.“

Sofort wandte Josef sich nach vorn und suchte den Horizont ab, wie Maria es getan hatte. Dann musterte er die Menschen in seiner Nähe, die er bis zu diesem Augenblick kaum beachtet hatte. Direkt hinter ihnen marschierte ein Mann mittleren Alters mit einem Stab in der Hand. Seine Frau, eine freundlich wirkende, kräftige Person, ritt auf einem Esel, der größer war als Josefs. Offenbar war das Paar nicht unvermögend, denn ihr Gepäck und ihre Kleidung sahen neu und tadellos aus.

Innerhalb kürzester Zeit hatte Josef alles arrangiert: Das Ehepaar würde sich seiner hochschwangeren jungen Frau annehmen, während er selbst vorauseilte, um ein Quartier für sie zu suchen. Als er sich im Gehen noch einmal umwandte, sah er, dass die ältere Frau sich ein Stück zu Maria hinüberbeugte und mit ihr sprach. Das beruhigte ihn.

Doch kaum hatte er das Lager erreicht, verließ ihn der Mut.

Josef von Nazareth war ein bescheidener Mann, der in einem kleinen Dorf in den Bergen unweit des Sees Genezareth lebte. Als Zimmermann, der Tische, Bänke und Verschläge für Schafe anfertigte, konnte er gut mit Holz und Werkzeug umgehen. Aber mit seiner Menschenkenntnis war es so eine Sache.

Er bewunderte seine junge Frau: Was ihr zugestoßen war, schien wirklich höchst rätselhaft. Sie hatte geschworen, dass sie immer noch unberührt sei, und er hatte ihr geglaubt. Trotzdem erwartete sie ein Kind, was unmöglich war, wenn sie tatsächlich noch Jungfrau war. Dieses Kind würde eines Tages das Volk Israel erlösen, das habe ihr ein Engel verkündet, hatte sie erklärt. Und sie schien es von ganzem Herzen zu glauben.

Auch zu ihm hatte ein Engel gesprochen, im Traum, und nur aus diesem Grund hatte er Maria zu sich genommen. Zu Hause, im Kreis seiner Angehörigen, war es ihm noch einigermaßen leichtgefallen, diese merkwürdige Situation zu akzeptieren. Doch seit sie Nazareth verlassen hatten, war er innerlich aufgewühlt. Er mochte die Unsicherheit nicht, die mit dem Reisen verbunden war. Jeden Tag fragte er sich, wo sie die kommende Nacht verbringen würden und ob es ihm gelingen würde, etwas zu essen für Maria und sich selbst aufzutreiben.

Maria dagegen wirkte heiter und gelassen. Sie nahm jeden Tag, wie er war, ließ sich bereitwillig auf alles Neue ein und zeigte lebhaftes Interesse an ihrer Umgebung. Sie war geduldig und sehr tapfer.

Da Josef sie auf keinen Fall enttäuschen wollte, drängte er sich energisch durch die Menschenmenge, die sich vor dem Tor des Lagers versammelt hatte. Es schien ein gutes Lager zu sein, das eine Menge Platz bot und von einer stabilen, hohen Mauer umgeben war. Normalerweise hätten müde Wanderer jederzeit ein Quartier darin gefunden, doch aufgrund der Volkszählung schienen Hunderte von Familien angereist zu sein.

Je näher Josef dem Tor kam, desto stärker wurde er von allen Seiten eingekeilt. Um ihn herum gab es zahllose Esel, einige Maultiere und sogar ein paar Kamele.

„Die werden doch niemals ein Kamel hier hineinlassen“, rief eine Frau, als er sich an ihr vorbeisob.

„Ich habe gehört, dass überhaupt keiner mehr hineinkommt, ob mit oder ohne Kamel“, ertönte die Antwort, der Sprecher war jedoch nicht zu sehen.

Plötzlich trat Josef auf einen frischen Kothaufen und glitt aus. Er klammerte sich an den Arm eines stämmigen Mannes, um nicht hinzufallen, woraufhin dieser sich sofort verärgert umwandte. Doch Josef war bereits weitergegangen, mit einer Entschlossenheit, die ihn selbst verblüffte.

Schließlich erreichte er das Tor, vor dem sich eine halbkreisförmige freie Fläche befand, die mit einem Seil abgegrenzt war. Ein schwächlicher Mann mit einem löcherigen Bart saß auf einem massiven Klotz aus Zedernholz und starrte auf die Menge. Neben ihm lag ein Speer mit funkelnder Spitze griffbereit. Der Hund an seiner Seite kratzte sich hingebungsvoll am Ohr.

In einer letzten Anstrengung arbeitete Josef sich bis ganz nach vorne vor, durchquerte den Halbkreis und blieb vor dem Mann stehen. Dies musste der Verantwortliche, der Verwalter des Lagers sein.

Gleichgültig sah der schwächliche Mann ihn an und sagte: „Es gibt keinen Platz mehr.“

Josef nickte und senkte den Blick auf seine staubigen Füße. „Der Friede Jahwes sei mit dir“, erwiderte er höflich.

„Möge alles, was du gibst, wieder zu dir zurückkehren und sich für dich und die Deinen um ein Vielfaches vermehren“, grüßte der Verwalter. Nach dieser rituellen Erwidern wiederholte er: „Es gibt keinen Platz mehr.“

Wieder nickte Josef, ohne sich jedoch beirren zu lassen. „Ich stamme aus Bethlehem“, erklärte er.

Der Hund hörte auf, sich zu kratzen, richtete sich auf und sah ihn aufmerksam an.

„Wie alle Übrigen, die hier warten“, meinte der Verwalter. Er hatte sich nicht gerührt, aber in seinem Blick lag nun ein gewisses Interesse.

„Ich bin ein Nachkomme Davids. Dies ist die Heimat meiner Väter“, fuhr Josef fort, wobei er keineswegs übertrieb. Zwar gab es in ganz Bethlehem vermutlich keinen Stein oder Ziegel mehr, der schon zur Regierungszeit König Davids vor rund tausend Jahren hier gelegen hatte. Aber an dieser Stelle hatte sich einst eine Siedlung befunden und die Nachfahren Davids hatten darin gelebt.

Der Verwalter räusperte sich. „Rabbi“, sagte er, „wir weisen niemanden ab – erst recht keinen Nachfahren Davids. Aber hier ist nicht einmal mehr genug Platz, um eine Strohmatte auszurollen. All diese Leute sind genau aus demselben Grund hergekommen wie du: Sie müssen sich in Bethlehem registrieren lassen. Und gestern ist zudem noch eine Karawane eingetroffen, die auf dem Weg von Damaskus nach Ägypten ist. Mit Dutzenden von Kamelen.“

„Wir würden uns mit der hintersten Ecke zufriedengeben“, versicherte Josef. „Wir stellen keine großen Ansprüche.“

„Innerhalb der Einfriedung sind überall Waren gestapelt, die die Karawane mit sich führt. Zwar kann ich mir gut vorstellen, dass es dir gefallen würde, auf einem Ballen Seide zu schlafen, aber ich glaube nicht, dass die Kameltreiber das gestatten würden.“ Der Verwalter rutschte von seinem Zedernblock herunter und fügte hinzu: „Komm



mit. Du kannst dich selbst davon überzeugen, dass es keinen Platz mehr gibt, wo du dein Haupt niederlegen könntest.“

„Es geht nicht um mich“, entgegnete Josef, ohne sich zu rühren. „Mir würde es nichts ausmachen, draußen in den Bergen zu schlafen. Ich könnte mich mit anderen Reisenden absprechen und wir könnten abwechselnd Wache halten. Aber meine Frau...“ Er hielt einen Moment inne und suchte nach den richtigen Worten. „Sie ist die Tochter von Joachim und Anna aus Bethlehem. Kennst du die beiden vielleicht?“

„Allerdings“, bestätigte der Verwalter. „Rechtschaffene Leute. Doch das ändert nichts an dem Problem.“

„Meine Frau erwartet ein Kind“, stieß Josef nun eilig hervor. „Offenbar dauert es nicht mehr lange bis zur Geburt.“ Eindringlich sah er den Verwalter an. „Sie kann das Kind doch nicht draußen in den Bergen zur Welt bringen, oder?“

„Nein“, stimmte der Verwalter zu. „Wieso hast du das nicht gleich gesagt? Geh und hole sie. Ich werde mir eine Lösung für euch überlegen.“

Also bahnte sich Josef erneut einen Weg durch die Menge, ohne die unfreundlichen Kommentare der Leute zu beachten. Im Stillen befürchtete er, dass es noch weitaus schwieriger sein würde, mit Maria und dem Esel bis ganz nach vorne zum Tor zu gelangen. Immerhin war die Menschenmenge inzwischen noch dichter geworden. Zu seinem Erstaunen wichen die meisten der Wartenden jedoch zur Seite, sobald sie der jungen Frau ansichtig wurden.

Maria wirkte so unglaublich jung und ihre Schwangerschaft war nicht zu übersehen. Ihr Schleier war nach hinten gerutscht und gab einen Teil ihrer Haare frei, doch das schien sie im Moment nicht zu kümmern. Josef bemerkte, dass sie mit beiden Händen in die Mähne des Esels gegriffen hatte. Unter ihren Augen lagen dunkle Schatten. Gemurmel und Beschwerden erstarben, als der Blick der verärgerten Menschen auf sie fiel.

Der Verwalter erwartete sie am Tor. Der Hund, der sich für Josef kaum interessiert hatte, schaute schwanzwedelnd zu Maria auf. Obwohl

der Verwalter dem Tier befahl, zurückzubleiben und das Tor zu bewachen, trottete es unbeirrt hinter ihnen her, als sie durch einen steinernen Torbogen auf einen großen Platz geführt wurden. Argwöhnisch blickte der schwächliche Mann über seine Schulter zurück, doch die Menge machte keine Anstalten, die Abgrenzung zu überschreiten.

Die Sonne ging langsam unter und Schatten sammelten sich in den Ecken und zwischen den auf dem Boden verteilten Bündeln. Hier und da waren Feuer entzündet worden, von denen harziger Rauch aufstieg. Eine Flöte spielte eine klagende Melodie, die das Stimmengewirr über-tönte. Irgendwo schrie ein Esel und ganz in der Nähe lachte jemand.

„Ihr müsst mit einer Stallhöhle vorliebnehmen“, erklärte der Verwalter mit gedämpfter Stimme.

„Gern“, erwiderte Josef. „Das ist sicherlich eine bessere Unterkunft als zwischen all den Leuten zu lagern, wenn man bedenkt ...“

„Ja“, stimmte der Verwalter zweifelnd zu, während er sie an einem Kamel vorbeiführte, das gerade seinen Besitzer anschrie. „Vermutlich. Wir gehen hier entlang.“

Als dieses Lager vor langer Zeit errichtet worden war, hatte es aus einer einfachen Einfriedung bestanden, die sich an eine hohe Felswand schmiegte. Es war ein idealer Zufluchtsort für Hirten gewesen, weil sich hier eine Quelle befand und der Berg Schutz vor Räubern bot. In den tausend Jahren, seit David hier seine Schafe gehütet hatte, war die Umzäunung immer wieder verstärkt und die Quelle zu einem Brunnen ausgebaut worden. Die Höhlen in der Felswand hatte man mit Türen versehen, sodass sie fast wie die Vorderfronten von Häusern wirkten.

Nun zog der Verwalter die größte davon auf und deutete mit einer entschuldigenden Geste ins Innere der Höhle. „Bald wird es ganz dunkel sein. Habt ihr eine Laterne?“

Josef schüttelte den Kopf, während er sich aufmerksam umblickte. Die Höhle war groß und trocken und wirkte mit ihren hellen Felswänden geradezu einladend. Sicher, in den Ecken hingen einige Spinnweben, doch der Boden war frei von Schafsdung und schien erst vor

Kurzem gefegt worden zu sein. Der Esel strebte bereits zu einem Haufen Stroh, das in einer Ecke aufgeschichtet war.

„Ich werde jemanden zu euch schicken, der euch eine Laterne bringt“, versprach der Verwalter, als Josef Maria aus dem Sattel hob. „Und Wasser“, fügte er hinzu. „Brennholz gibt es dort hinten reichlich.“

Er wandte sich zum Gehen und warf einen letzten Blick auf Maria, die sich Hilfe suchend an Josef klammerte. „Den Hund lasse ich euch ebenfalls hier“, meinte er, bevor er die Höhle verließ. Dann steckte er den Kopf noch einmal zur Tür herein. „Falls noch Getreide in der Krippe liegt, darf sich der Esel davon bedienen.“

## KAPITEL 3

# HERRLICHKEIT

In den Hügeln rings um Bethlehem waren auch zu jener Zeit noch Hirten zu finden. Sie hatten das Lager nie betreten und mit dem Ort selbst nicht viel zu schaffen, doch in den Bergen kannten sie sich aus: Sie wussten, wo sich der spärliche Regen in den Vertiefungen sammelte und wo es das beste Weideland gab. Wenn ihre Schafe in einem bestimmten Umkreis jedes Blatt und jeden Halm abgerupft hatten, knoteten sie ihre Schleudern an ihre Umhänge, nahmen ihre Stäbe und schnürten ihre Sandalen, um neue Weideflächen zu suchen.

An dem Abend, an dem Maria und Josef in Bethlehem eintrafen, kletterte eine Gruppe von Hirten über die Felsen, bis sie eine hoch gelegene Wiese erreichte. Die Schafe folgten ihnen und strebten als Erstes zu dem kleinen Bach, der ganz in der Nähe über die Steine plätscherte.

Die Hirten sprachen nicht viel. Einer fegte die Asche aus der geschwärzten Feuerstelle, ein anderer sammelte trockene Zweige unter den Büschen, um sie als Brennholz zu verwenden. Ein dritter stieg auf eine Anhöhe, von wo aus er die ganze Hochebene im Blick hatte.

Bei Sonnenuntergang waren die rauen Gesellen und ihre Tiere satt. Der Wächter wickelte sich fest in seinen wollenen Umhang, hockte sich auf einen Felsen und stellte sich auf eine ganz gewöhnliche Nacht ein.

Aber in dieser Nacht schien der Himmel in Bewegung zu sein, obwohl sich kein Lüftchen regte. Anfangs funkelte jeder Stern noch genau am richtigen Platz. Der Wächter ging ein wenig auf und ab, um sich zu